

DAGMAR TRODLER

Die Waldgräfin

### *Buch*

Die Chronisten schreiben das Jahr des Herrn 1066, und auf einer Burg in der Eifel hadert Alienor, die Tochter des verwitweten Freigrafen zu Sassenberg, mit ihrem Schicksal als Burgherrin. Die Eintönigkeit ihres Daseins zwischen Webrahmen, Speisekammer und Almosenkorb endet jedoch jäh, als den Jägern zu Sankt Barbara ein seltsamer Wilderer in die Hände fällt – zerlumpt, von edler Statur und der deutschen Sprache offenbar nicht mächtig. Sein Schweigen selbst auf der Streckbank macht den Freigrafen rasend, und der Fremde scheint dem Tod geweiht; da findet Alienor beim weihnachtlichen Almosengang im Kerker heraus, dass er Normannisch, die Sprache ihrer verstorbenen Mutter, spricht. Nach dieser Enthüllung hofft der Freigraf darauf, dass seine Tochter auch die Herkunft des rätselhaften Fremden aufdecken kann, und er macht ihn ihr – gebrandmarkt und in Halseisen gelegt – als Reitknecht zum Geschenk. Obwohl Alienor sich vor dem Mann fürchtet, lernt sie bald schon seine Stärke und sein Gespür für Gefahren schätzen. Beim Versuch, einen feindlichen Überfall auf die väterliche Burg zu vereiteln, kommen die beiden sich wider Erwarten näher. Doch am Ende scheint der Fremde den letzten Auftrag des Freigrafen mit dem Leben bezahlen zu müssen.

Auf dem Sterbebett konfrontiert er Alienor mit seiner wahren Herkunft, seinem heidnischen Glauben und einer Abstammung, wie sie edler nicht sein könnte. Hin- und hergerissen zwischen Schuldgefühlen und wachsender Zuneigung, nimmt Alienor den Kampf auf gegen Wundbrand, heidnische Götter und mörderische Intrigen. Bis ihr nur eine Wahl bleibt: Sie wechselt die Seiten und lässt ihr bisheriges Leben hinter sich, um nicht nur ihn, sondern auch sich selbst aus der Abhängigkeit zu befreien ...

### *Autorin*

Dagmar Trodler, Jahrgang 1965, arbeitet seit 1987 als Krankenschwester und studierte daneben Geschichte und skandinavische Philologie in Saarbrücken, Aachen und Köln. Heute lebt sie mit ihrem Mann im Rheinland. Mit großem Erfolg erschienen von ihr ebenfalls bei Blanvalet die historischen Romane »Freyas Töchter« (36182) und »Die Tage des Raben« (geb. Ausgabe, 0170).

Dagmar Trodler  
Die Waldgräfin

Roman

blanvalet

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Blanvalet Verlag ist ein Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Einmalige Sonderausgabe Oktober 2005  
Copyright © 2001 by Blanvalet Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Artothek

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Titelnummer: 36424

ES · Herstellung: LW

Made in Germany

ISBN 3-442-36424-8

[www.blanvalet-verlag.de](http://www.blanvalet-verlag.de)

*In memoriam*  
*Marie-Luise Trodler*



## 1. KAPITEL

*Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen,  
und das glimmende Tocht wird er nicht auslöschten.  
(Jesaja 42,3)*

Wie eine eisige Hand kroch die Kälte über meine Knie und fuhr schmerzhaft die Knochen entlang. Meine Finger, die aus den wollenen Binden herausschauten, waren blau gefroren: Jedes Mal, wenn ich das Schiffchen glücklich durch die Kettfäden gezogen hatte, musste ich innehalten und meinen Fingern neues Leben einhauchen. Am Rücken hingegen lief mir der Schweiß herab, weil die alte Maia den Webrahmen so nah ans Feuer gerückt hatte. Sie selbst hockte dicht neben den Flammen und versuchte mit klammen Fingern, ein Kreuz auf das Altartuch zu sticken. Immer wieder entglitt ihr die Nadel und rutschte über den Rock in Richtung Fußboden, wo sie für alle Zeiten zwischen den Binsen verschwinden würde.

»Herr Jesus, ist das kalt hier«, murkte sie. »Gleich heute Abend werde ich Euren Vater bitten, den Webrahmen in die Halle zu stellen. Das hält ja kein Christenmensch aus...« Sie erhob sich und kratzte mit dem Schürhaken im zerfallenden Holz umher. Funken sprühten, es knackte. Gisela, die andere Kammerfrau, schlief, in eine Decke gehüllt, auf der Bank. Ihre Näharbeit lag am Boden, aus ihrem Mund roch es nach Branntwein. Der mochte ja den Magen wärmen, doch auch Giselas Hände waren grau vor Kälte. Ich deckte ein weiteres Wolltuch über ihren Schoß und stampfte mit den Füßen. Endlose, ewige Winterkälte!

Das Bett in der Ecke des kleinen Turmzimmers lockte mit seinen Fellen und Daunenkissen; dort lag meine kleine Schwester Emilia und schlief. Ich schnupperte an Giselas Branntweinka-

raffe. Wo sie den nur wieder herhatte! Der scharfe Geruch raubte mir fast den Atem, doch dann setzte ich die Karaffe entschlossen an und nahm einen kräftigen Schluck. Wie Feuer rann er meine Kehle hinab ...

Draußen schlug der Kettenhund an, heiser und böse. Leute liefen über den Hof, das Tor wurde aufgezogen. Ich stürzte an die Öffnung im Mauerwerk und hob den Teppich hoch.

»Maia – Maia, schau, sie kommen zurück! Jeden Moment müssen sie in den Hof reiten. Lass uns hinuntergehen und nachsehen, was für Beute sie mitbringen!«

Seufzend ließ meine Kammerfrau ihre Arbeit sinken. »Ihr werdet Euch den Tod da draußen holen, Fräulein. Bleibt hier am Feuer –« Gisela grunzte im Schlaf, verschluckte sich, hustete und schnarchte weiter.

Ich zog meine Lederstiefel über die Wollwickel, mit denen ich meine Beine vor der Kälte schützte, und hüllte mich in meinen Fehmantel. »Dann geh ich eben alleine!«

Ein scharfer Wind fegte die Stiege herauf. Heute Nacht würde es sicher wieder schneien, wie in der letzten Nacht und die Nächte davor. Und dann würde man im Wald den Wolf vor Hunger heulen hören können, und die Menschen würden sich in ihre Hütten flüchten und Schaf und Federvieh zu sich ans Feuer holen ...

Ich zog mir den Mantel enger um die Schultern und setzte den Fuß auf die erste der ausgetretenen Holzstufen. Wie hatte ich mich am Morgen darauf gefreut mitzureiten, Fasane zu jagen, den Hirschen hinterherzuhetzen – endlich der Langeweile der Spinnkammer zu entkommen!

Argwöhnisch hatte Maia beobachtet, wie ich meine Wolltunika gegen Hosen und einen Kittel aus Wollfilz vertauscht hatte. »Wie kommt Ihr darauf, dass Ihr mitreitet?« Schon ihre Stimme, seit Tagen durch eine Erkältung heiser und näselnd, hatte mich geärgert. Da sie keine Anstalten gemacht hatte, mir den Zopf zu flechten, hatte ich es selbst getan, ihn unter den Kittel gesteckt und nach meinem Umhang gegriffen. »Er hat es mir versprochen, Maia.«

Versprochen, wie so oft. Ich seufzte und setzte mich, aufs Neue von der Enttäuschung überwältigt, auf eine der Treppenstufen.

»Wer hat dich zur Jagd gebeten?«, hatte Vater mich gefragt, als ich mit klirrenden Sporen in die Halle trat, um meinen Falkenhandschuh aus der großen Truhe zu holen. Entgeistert war ich stehen geblieben.

»Aber –«

»Ich erwarte, dass du deinem Vater alle Ehre machst und seinen Gästen ein vollendetes Festmahl bereitest. Eine Grafentochter gehört nicht in den Sattel.« Ohne nach dem Diener zu schauen, hielt er seinen Becher zum Nachschenken hin.

»Du hast es mir versprochen!« Tränen schossen mir in die Augen angesichts seiner unvermuteten Härte.

»Nichts habe ich versprochen! Du redest irr, Mädchen.«

»Vater, du hast versprochen, mich diesmal –« Jemand kicherte verhalten. Vater lief rot an und ballte die Faust um den Becher, dass die Finger weiß wurden. Bier schwappte über den Rand.

»Wage es nicht schon wieder, meine Anordnungen in Frage zu stellen! Ich sage, du bleibst hier, und damit Schluss. Es gibt genug zu tun, also steh hier nicht rum und mach dich lächerlich.« Und so manch hämischer Blick traf mich, als sie an mir vorbei auf den Hof stiefelten, die Edelleute des Rheintals, die von weither gekommen waren, um in Vaters Wäldern reiche Beute zu machen.

Fassungslos hatte ich mit ansehen müssen, wie die Männer ihre Mäntel rafften, wie irgendein dicker Vasall ächzend in den Sattel meiner geliebten Stute sank, dass sie hinten einknickte und erschreckt einen Satz vorwärts machte – hatte tatenlos danebenstehen müssen, als der Fettsack an ihrer Kandare riss, damit sie stillstand und man ihm meinen Sperber auf den Arm setzen konnte, jenen hell gefiederten, erstklassig abgerichteten Beizvogel, den Vater mir zu meinem vierzehnten Geburtstag geschenkt hatte...

Der Wind sang sein schauriges Lied durch die Mauerritzen des Frauenturms. Verbissen stopfte ich mir den Umhang zwischen die Beine und kauerte mich auf der Stufe zusammen.

War es Zufall, dass er mich ausgerechnet heute, am Fest der heiligen Barbara, in diesen Turm verbannt hatte? Der einzige Unterschied zwischen der Heiligen und mir war doch, dass ihr Vater sie

keinem Manne zeigen und mein Vater mich seinen Mannen nicht zumuten wollte.

Maia polterte oben mit Feuerholz herum, ich hörte sie fluchen über den verhext tiefen Schlaf der sehr viel jüngeren Gisela. Verdrossen schnaubte ich und dachte an die höhnischen Blicke der beiden Kammerfrauen, die meinen dritten Kleiderwechsel am Morgen begleitet hatten.

»Grämt Euch nicht«, hatte Gisela irgendwann gemeint. »Wenn der Sommer kommt, wird es genug Ablenkung für Euch geben, und dann werdet Ihr Euch nach der Ruhe des Winters sehnen...«

Sommer. Ich gähnte und rieb meine Fäuste. Unten lachten die Mägde übermütig, und die Metkannen klapperten – ich hoffte, dass sie ihn später nicht zu großzügig kredenzten. Die Honigausbeute im vergangenen Sommer war mager gewesen, und wir hatten Mühe gehabt, in allen Fässern Met von gewohnter Qualität anzusetzen. Mein erster Gang am Morgen führte mich daher stets hinter die Falltür in der Speisekammer, wo die Wein- und Metvorräte lagerten und wo ein hölzerner Stab mir half, das Absinken des duftenden Spiegels in den Fässern zu kontrollieren – auf dieser kalten Burg gab es viele Frierende und Einsame, die vor Diebstahl nicht zurückschreckten. Üblicherweise wanderte ich danach durch die Meierei, warf einen Blick in die Milchkannen und zählte die Eier, bevor ich mit zwei Mägden in der Küche die Gerstensuppe für das Frühstück zubereitete. Einmal in der Woche wurde Bier gebraut, das tägliche Abfüllen der Kannen hatte ich in Ermangelung eines Mundschenks Martha, meiner zuverlässigsten Küchenmagd, übertragen.

Vor dem Essen las mein Beichtvater uns eine Messe – an Feiertagen und Heiligenfesten in der Kapelle, sonst in der großen Halle, wo er das Essen segnete und sich danach zu uns gesellte. An den gleichen Tischen wurde auch besprochen, welche Tiere geschlachtet, wie viele Häute gegerbt und welcher Stall repariert werden musste, hier ließ Vater Einladungen und Botschaften schreiben, hier verlas er gerichtliche Beschlüsse und verhängte Strafen über Faulpelze, Betrüger und Zehntsäumige, hier empfing er Boten aus Köln, Aachen und vom Kaiser.

Heute Morgen jedoch war alles anders gewesen. Im Laufschrift war ich bei Anbruch der Dämmerung durch die Wirtschaftsgebäude gehetzt, hatte in der Küche letzte Anweisungen für das Festmahl gegeben und in der Halle einen Plan hinterlegt, wie die Schragentische aufzustellen seien, um danach als Letzte in die Kapelle zu schlüpfen, wo Pater Arnoldus die Barbaramesse feierte. Meine Andacht war auf der Strecke geblieben, weil ich während des Choralns nur daran dachte, wie ich am schnellsten in meine Jagdkleider gelangen konnte, um nicht zu spät zu kommen... Ich ballte die Faust. Wie hatte er mich bloßgestellt, vor allen Leuten!

Vor der Tür schnaubten die ersten Pferde. Die Jäger waren endlich zurück. Meine Füße waren auf der kalten Treppe fast eingefroren, und so machte ich mich steifbeinig auf den Weg, sie zu begrüßen.

Der enge Burghof quoll über von Menschen, Pferden, Hunden und Gepäck. Knappen rannten mit Jagdwaffen und Mänteln zwischen den schnaubenden Rössern herum, Knechte trugen Arme voll Heu von der Scheune zum Stall neben dem Burgtor, wo an eisernen Raufen ein Pferd neben dem anderen angebunden und gefüttert wurde. Die drei Knaben des Stallmeisters waren aus der winzigen Wohnung über dem Stall gekommen und halfen fleißig mit, die Raufen mit Heu zu füllen und den durstigen Pferden Wasser in die Rinne zu gießen. Im Kapellentürmchen läutete die Glocke – meines Beichtvaters ganzer Stolz – zur Abendandacht, die der Pater heute wohl allein würde halten müssen; den Jägern stand der Sinn nach Bier und Braten. Über uns funkelten schon die ersten Sterne an einem makellosen Abendhimmel, eben war die Sonne hinter dem Bergfried untergegangen und hatte alle Wärme mitgenommen.

Gisbert, der Vormann der Burgwache, kam auf mich zu und verneigte sich vor mir. »Seid begrüßt, Herrin! Eine erfolgreiche Jagd war das, man sieht es unseren Gästen an, nicht wahr? Dort hinten liegt unsere Beute, kommt und schaut es Euch an.« Er bot mir seinen Arm und geleitete mich durch die Menge hindurch zum Brunnen, wo man die erlegten Tiere auf einen Haufen geworfen hatte. Es roch durchdringend nach frischem Blut, Kot und feuch-

tem Tierfell. Blut war in den Schnee gesickert und glitzerte hellrot im Licht der schaukelnden Laternen. Sein Geruch erregte mich. Zwischen den Leibern ragte das Geweih eines kapitalen Hirschs hervor, ein Wildschwein, das aus dem Hals noch blutete, hing über den Rehböcken, und einer der Jäger ließ eben ein Bündel Fasane vom Haken fallen. Glasige Augen blinkten auf, bevor sie von bunten Federn bedeckt wurden. Der strenge Geruch von Wildbret bemächtigte sich meiner Sinne und ließ mir das Wasser im Munde zusammenlaufen. Welche Wonne, sich im Dezember nach Herzenslust den Bauch mit Fleisch, fetten Soßen und süßen Mehlspeisen voll zu schlagen – und im Frühjahr würde ich wieder händeringend im Vorratshaus stehen und überlegen, wie ich die Leute bis zur nächsten Ernte satt bekommen sollte. Dann würde es den Kindern im Dorf vor Hunger wieder den Bauch auftreiben, und ihre Mütter würden mit roten Mundwinkeln und fahlen Augen am Burgtor um Almosen betteln kommen... Energisch verdrängte ich diese Gedanken. Heute galt es, den Überfluss bis zum letzten Krümel zu genießen.

Ich überschlug rasch, ob die fünfundzwanzig Brote, die wir am Morgen gebacken hatten, wohl ausreichten und ob ich noch Eier aus dem Vorratshaus würde holen müssen. Seit der Fuchs in der vergangenen Woche ein Blutbad im Hühnerstall angerichtet hatte, waren die Eier für dieses Fest rationiert worden, und nur Emilia bekam süßen Dotter in ihre Morgengrütze gerührt. Vor dem Frühling würde ich keine Hennen kaufen können... Während mein Blick über die Jagdbeute glitt, zählte ich im Geiste die Gäste, die an den Schragentischen untergebracht werden mussten – doch plötzlich blieb ich wie angewurzelt stehen: Zwischen den Tierleibern, halb unter einem Rehbock begraben, lag ein Mensch! Zumindest hatte das, was sie mit Stricken an Armen und Beinen gefesselt hatten, menschliche Formen...

»Na, Hausherrin, was sagst du zu unserer Jagdbeute?«, dröhnte es hinter mir, und ich fuhr herum. Hinter mir stand, breitbeinig und in kostbare Pelze gehüllt, mein Vater, Albert Aquila Freigraf zu Sassenberg, Herr dieser Burg und Gastgeber der Jagdgesellschaft. Seine Augen blitzten beim Anblick der besudelten Gestalt

zu unseren Füßen, und als sie sich bewegte, gab er ihr einen Fußtritt.

»Kannst du dir vorstellen, dass es jemand wagt, in meinen Wäldern zu *wildern*?«, fragte er und kraulte seinen Bart. »Ein Wilddieb, in meinen Wäldern! Er versuchte tatsächlich, Herrn Walde-  
mar niederzuschlagen, als wir ihn auf frischer Tat ertappten! Aber wir haben ihn tüchtig gejagt, mit den Pferden quer durch den Forst, auf die Sümpfe zu, und am Rand des Verderbens haben wir ihn eingefangen wie ein rüdiges Kaninchen...« Er spuckte auf den Körper und stapfte davon.

Ich sah auf den Wilddieb, der nackt vor mir im roten Schnee lag. Vaters Speichel rann zwischen den gefrorenen Haaren hindurch und blieb an der blutverkrusteten Wange hängen. Lebte er überhaupt noch? Wer auch immer dieser Mensch sein mochte, er hatte sein Leben verwirkt. Als Tochter des Gerichtsherrn der Grafschaft Sassenberg wusste ich, dass ein ertappter Wilddieb nicht mit Gnade rechnen durfte, gleichgültig, wie sehr der Hunger ihn oder seine Familie gequält haben mochte. Und die Strafen waren hart, sie reichten von Geldbußen bis hin zum Abhacken der Hände. Erst letzten Winter hatte Vater diese Strafe an einem unserer Hörigen vollstrecken lassen, auf dem Marktplatz unten im Dorf, damit es alle sehen konnten. Doch auf der Burg wusste jeder, dass er sich mit seinen Gefangenen zunächst lieber zurückzog: Im Keller des Burgfrieds befand sich eine Kammer mit allerhand eisernen Gerätschaften, einem Schmiedefeu-  
er und einem Knecht, der sich darauf verstand, die Zangen und Fesseln zu bedienen, um die Wahrheit aus den Verstockten herauszubringen. Manche behaupteten sogar, dass der Graf sich an den Qualen seiner Opfer berauschte. Für mich war er nur ein unbarmherziger Richter, der durch Leibesstrafen versuchte, seine Untertanen zu erziehen. Und hier, in der Einsamkeit der Eifelberge, mochte so mancher wohl auf schlechte Gedanken kommen – Justitias Vollstrecker lehrte sie alle *mores*. Auch dieser Wilddieb, groß und von kräftiger Statur, würde meinen Vater noch kennen lernen...

Als ich mich über ihn beugen wollte, tauchte plötzlich Maia aus dem Turm auf und packte mich am Arm. »Das ist des Grafen An-

gelegenheit, geht weg von dem Verbrecher!«, zischte sie und zog mich durch den Schneematsch zur großen Halle, wo sich die Gesellschaft bereits aus den Pelzen geschält und versammelt hatte, um an den Tischen Platz zu nehmen. Nach einem kräftigen Schluck Honigwein, den mir unser Waffenmeister Herr Gerhard reichte, begab ich mich an die Kochstellen, denn nun galt es, die Kessel zu überwachen und den faulen Mägden auf die Finger zu schauen.

Im Hof wurden derweil die erlegten Tiere von den Knechten unter großem Gejohle gehäutet und ausgenommen, bevor man sie auf den eilends aufgebauten Rosten knusprig briet.

Verheißungsvolle Düfte zogen aus dem Küchenhaus herüber. Nass geschwitzte Mägde schleppten Schüsseln mit Hirse- und Gerstenbrei herein, damit die Gäste den ärgsten Hunger stillen konnten. Den Bierbottich hatten ein paar Männer auf die Empore gehievt, wo die schwarzhaarige Martha unablässig ihre Schöpfkelle in das schäumende Bier tauchte und damit Kanne um Kanne befüllte.

In der Küche brodelte in meinem größten Kupferkessel seit dem Mittag eine deftige Suppe, die noch abzuschmecken war, gleichzeitig wurden rasch die Beilagen zum Fleisch fertig gestellt. Der Bäcker knetete mit hochrotem Gesicht die letzten Fladenbrote aus Roggenmehl, die ein Gehilfe in der großen Pfanne goldbraun buk. Auf diese Fladen würden die, die es verstanden, gesittet zu speisen, das in Happen geschnittene Fleisch zum Essen legen. Langsam wurde ich doch nervös. Ob alles zu Vaters Zufriedenheit ausfallen würde? Unter einer Kapuze hatte ich den Stadtvogt von Aachen erkannt... Und so angelte ich nach dem aufgehängten Gestell mit den Gästelöffeln und fing ein herumrennendes Mädchen an seinen Zöpfen ein, damit es mir die Löffel putzte. Zwei Küchenmägde hackten Möhren und Porree, für die schon ein weiterer großer Kessel angeheizt wurde, neben ihnen verlas ein Küchenjunge seit dem Nachmittag lustlos Erbsen und Bohnen. Ärgerlich machte ich ihm Beine. Die Zubereitung der feinen Saucen überwachte ich selber. Meine Gewürze lagerten in einem verschlossenen Kasten in der Speisekammer, und ich gab sie nur sorg-

fältig abgewogen heraus – zu viel wurde in einer großen Küche gestohlen. Der betäubende Duft von Zimt und Muskat stieg mir in die Nase, als ich den Deckel öffnete. Aus einem braunen Säckchen ließ ich kleine, harte Pfefferkörner in die Waagschale kullern und sortierte die Gewichte. Na, noch ein wenig mehr durfte es schon sein... Andächtig nahm ein Küchenmädchen den Pfeffer entgegen, um ihn unter meiner Aufsicht im Mörser zu zerstoßen. Ich wog derweil noch rasch Salz für die Suppen ab und suchte aus einem anderen Säckchen eine Muskatnuss heraus. Hmm, was für ein Aroma! Dazu gab es eine blitzende Reibe aus Kupfer, die ich dem Spezereienhändler abgekauft hatte, obwohl mein Vater laut protestiert hatte. Auf meine trotzige Frage, wie denn das Muskat anders ins Essen gelangen sollte als durch diese Reibe, hatte er sich nur verschnupft umgedreht und war gegangen.

In der Ecke schupperte ein Kessel mit Inhalt zu Boden. Rade-gunde, die Köchin, suchte schreiend den Schuldigen – heute Abend würde es kein Fenchelgemüse geben. Ich seufzte heimlich. Vater hatte ja Recht gehabt – angesichts des Durcheinanders hier im Küchenhaus war mein Vorhaben, an der Jagd teilzunehmen, in der Tat hirnverbrannt gewesen... Radegunde stellte gerade mit puterrottem Gesicht und drohend erhobenem Kochlöffel eine Magd nach der anderen zur Rede. Gerade noch sah ich, wie einer der Küchenjungen sich durch die Tür drückte und im Hof verschwand. Ich verdrehte die Augen und machte mich auf, die Köchin zu beruhigen und mich um Ersatz für das Fenchelmus zu bemühen.

Nach Mutters Tod vor einigen Jahren hatte ich mit ihrem dicken Schlüsselbund die Burgherrinnenwürde übernommen und war nun für den gesamten gräflichen Haushalt zuständig. Diese Aufgabe erforderte viel Geduld mit den Dienstboten und einiges Stehvermögen, um gegen die Wutanfälle meines Vaters und seinen versteckten Geiz anzukommen. Im Stillen hoffte ich, dass Vater sich wieder verheiraten würde – mochte sich doch die zukünftige Burgherrin mit allem herumärgern. Aber zu meinem Leidwesen machte er keine Anstalten, sich eine neue Frau zu suchen...

Wie so oft in der Adventszeit, fiel das Festmahl auch an diesem

Abend über die Maßen üppig aus – mit dem Segen der heiligen Kirche, denn Abt Fulko aus der benachbarten Benediktinerabtei, ein Vetter meines Vaters, beehrte uns mit seiner Anwesenheit. Die Festhalle war brechend voll, um den dicken Tonkrug mit den Barbarazweigen standen die Schragentische dicht nebeneinander, und die Gäste drängten sich auf Schemeln und Bänken. Es war eine bunte Jagdgesellschaft in prunkvollen Festkleidern, wichtige und unwichtige Leute von benachbarten Burgen, Verwalter, Lehnsleute, Ritter und Männer, die ich noch nie gesehen hatte – der Himmel weiß, woher Vater sie kannte. Musikanten verbreiteten mit ihren Fiedeln und Pfeifen einen ohrenbetäubenden Lärm, man sang miteinander, scherzte und wetteiferte im Jägerlatein. Ein paar Gaukler, die sich seit einigen Tagen auf der Burg aufhielten und sich nach allen Kräften durchfraßen, ließen ihre zahmen Hunde über ein Seil balancieren, ein mageres Mädchen drehte sich tanzend auf dem Tisch und ließ ihre geflickten Röcke wie eine Wolke über die Schüsseln wehen. Wer es schaffte, ihre Beine zu fassen, erhielt als Belohnung einen Kuss auf den Mund. Als sie erschöpft vom Tisch fiel, fing ein gutes Dutzend Hände sie auf, um die Belohnung zu kassieren. An der Empore machte ein Zwerg sich daran, ein Schwert zu schlucken, das fast so lang war wie er selber, worauf Frau Gertrudis' Jüngste weinend unter die Röcke ihrer Mutter kroch, dann aber doch neugierig hervorlugte, als die Zuschauer begeistert Applaus spendeten. Bier und Met flossen in Strömen. Wer die Völlerei nicht vertrug, entledigte sich vor dem Tor seines Mageninhaltes, um von vorne zu beginnen, oder rollte sich schnarchend unter einem der schwer beladenen Schragentische zusammen. Die Unersättlichen versuchten zu fortgeschrittener Stunde ihr Glück bei meinen Mägden, die ich in dem Trubel kaum noch unter Kontrolle hatte. So manche weiße Brust lugte aus dem Hemd, Rocksäume rutschten einladend höher, um der Ritterhand den versprochenen Nachtmahl zu gewähren. Pärchen kicherten und turtelten ungeniert auf den Bänken oder verschwand auf den Hof, um sich in zugigen Ecken stöhnend aneinander zu wärmen.

Um Mitternacht taumelte ich in die Küche. Mein Kopf schien

in einem Schraubstock zu stecken. Wimmernd tauchte ich meine Hände in ein Becken mit kaltem Wasser und benetzte mein Gesicht. Ringsum stapelten sich die schmutzigen Kessel, es roch nach ranzigem Fett und Gemüseabfällen. Rehkeule, Gerstenbrei und Kürbismus rumorten in meinem eigenen Bauch. Ich wusste nicht, was schlimmer war, die Kopfschmerzen oder das saure Aufstoßen, jedenfalls fühlte ich mich hundeeelend.

Hinter mir raschelte es. Eine Katze sprang erschreckt aus einem der Kessel, wo sie sich an Resten gütlich getan hatte.

»Endlich finde ich Euch, Herrin!« Maia hastete näher. Die Katze duckte sich, überlegte kurz, welchen Fluchtweg sie einschlagen sollte, und entschied sich für den direktesten. Ich schlug nach ihr, als sie über den Tisch nach draußen flitzte.

»Herrin, Ihr müsst Medizin für Eure Schwester holen, sie fiebert wieder stark.« Maias Stimme klang inzwischen wie die eines Mannes, und aus ihrer Nase lief grüner Schleim, den sie in Abständen auf ihrem gefältelten Ärmel verteilte. Ein Tee aus Lungenkraut und Winterlinde würde ihr wohl auch nicht schaden. Obwohl mein Schädel zu platzen drohte, nickte ich und schleppte mich über den dunklen Hof hinüber zum Bergfried, wie schon in so vielen Nächten, wenn es Emilia schlecht ging und wir Medizin für sie brauchten. Erst acht Jahre alt, litt meine kleine Schwester an einer zehrenden Krankheit, die sie die meisten ihrer Tage ans Bett fesselte. Husten, Fieberschübe und Atemnot kamen in immer kürzeren Abständen, und wir ahnten, dass sie den Prinzen, von dem sie träumte, nie würde küssen können.

Der zertrampelte Schnee im Hof war inzwischen zu einer wild geformten Eisdecke gefroren und hatte Tierhaare und Blutstropfen in ein kaltes Grab eingeschlossen. Auf einer Eispfütze rutschte ich aus, konnte mich fluchend gerade noch abfangen und stolperte die glatten Stufen zum Donjon hinauf. Ortwin, der hier die Waffen bewachte, grunzte nur, als er mich sah. Seine Augen schimmerten trübe im Licht der Laterne, und der Grund dafür stand in einer Kanne vor seiner Nase und erinnerte mich daran, wie es aus Giselas Hals gerochen hatte. Ich fragte mich einmal mehr, wo die Branntweindestille versteckt lag und wer sie betrieb. Allzu viele

Kannen benebelten in letzter Zeit die Köpfe meiner Dienstboten... Hinter dem Lanzengerüst führte eine in den Boden gehauene Treppe in den Keller, wo sich die Verliese und die Kammer für peinliche Befragungen befanden.

Hier unten hatte auch der jüdische Arzt, den mein Vater beherbergte, seit ich denken konnte, sein Laboratorium. Die Leute erzählten, dass er sich am Hof des verstorbenen Kaisers einen Namen als Edelsteinkenner gemacht hatte und dass sogar heilige Reliquien mit Steinen besetzt waren, die durch seine Hände gegangen waren. Als während eines Feuers in Frankfurt ein Straßenzug in Flammen aufging, war auch Meister Naphtalis Haus dabei gewesen. Von Herrn Gerhard, unserem Waffenmeister, wusste ich, dass meine Eltern, die zur selben Zeit in der Reichsstadt weilten, dem obdachlos Gewordenen Hilfe gewährt hatten. Ihr Angebot, ihnen in die Eifel zu folgen und auf Burg Sassenberg eine neue Heimat zu finden, nahm er dankend an. Seither tätigte er seine Geschäfte von unserer Burg aus, und wir hatten uns an die Boten mit den merkwürdigen Stirnlocken und langen schwarzen Gewändern gewöhnt, die ihr Maultier meist bescheiden neben dem Burgtor festbanden und sich mit scheuem Blick zu dem alten Juden bringen ließen.

Vater hatte sich stets in dem Bewusstsein gesonnt, den Juwelier des alten Kaisers zu beherbergen, aber es war meine Mutter, die herausfand, dass Meister Naphtali ein herausragender Arzt und Heilkundiger war. Er kannte alle Kräuter, die in ihrem Garten wuchsen und mit denen sie die großen und kleinen Leiden der Burgbewohner so zu lindern wusste, wie es von einer Burgherrin erwartet wurde – doch der Jude kannte noch viel mehr. Als Spross einer sephardischen Arztfamilie hatte er die Heilkunde bei den Mauren studiert und über viele Jahre in Diensten eines Kalifen gestanden. Seine fremdartigen Methoden jedoch und die Pflanzen, die er verwendete, trugen ihm hier nicht selten den heimlichen Vorwurf der Giftmischerei ein. Doch solange meine Mutter lebte, hielt sie ihre schützende Hand über den Arzt. Wir Kinder liebten ihn, wir liebten seine süß schmeckenden Mittel, mit denen er Zahnweh und Bauchschmerzen kurierte, und wir liebten seine

Geschichten: von Palästina, wo der Herr Jesus geboren wurde, von Orangenbäumen und der omajjadischen Kalifenfamilie in Granada. Er wusste Lieder in vielen Sprachen zu singen, und Mutter genoss es, ihn auf ihrer Laute zu begleiten. Nach ihrem Tod allerdings gab es nicht mehr viele auf der Burg, die ihre Krankheiten von einem Christismörder behandeln lassen wollten, und so wurde es still um Naphtali. Doch mein Vertrauen in den alten Arzt war groß, war er doch der Einzige, der ein Mittel gegen Emalias nächtliche Fieberanfälle gefunden hatte.

Daran dachte ich, als ich die Treppe hinabgestiegen war und mich rechts in den Gang wandte. Wie jedes Mal beschlich mich Unbehagen, weil niemand mich begleitete – Maia weigerte sich strikt, mit dem Juden ein Wort zu wechseln – und weil wieder einmal nur eine kleine Fackel das Dunkel durchbrach. Die Absätze meiner Holzschuhe klapperten hohl auf den Steinen. Unsicher tastete ich mich an den Türen entlang und erschrak zu Tode, als eine der Türen plötzlich unter einem Faustschlag erzitterte.

»Hehe – *troll hafi pina vini – of far i gramendr, alla, alla ...*«

Ein dumpfes Geräusch, als sank jemand gegen die Tür, dann Stille.

Vorsichtig schlich ich weiter, auf Naphtalis Labortür zu. War das die Stimme von Vaters Gefangenem gewesen? Heiser, verzweifelt und sehr fremd...

Als hätte der Jude meine Furcht erahnt, öffnete er seine Tür, bevor ich klopfen konnte. Einladend streckte mir der zierliche alte Mann mit den eisgrauen Haaren seine Hände entgegen.

»Alienor, liebes Kind, es verheißt nichts Gutes, dich so spät zu sehen.«

»Maia schickt mich wegen Emilia ...« Zwei wasserhelle Augen sahen mich mitfühlend an, und der Druck seiner warmen Hände tröstete mich über das Kerkerdunkel hinweg.

»Ich komme, Kind. Warte einen Moment.« Er ließ mich los und verschwand in seinem Labor, um den Medizinkasten zu holen. Ein Geruch von Schwefel drang in meine Nase. Ich begriff, warum die Leute Angst vor ihm hatten – war also doch der Teufel bei ihm zu Gast, wie manche behaupteten? Vorsichtig versuchte

ich, einen Blick hinter den Vorhang zu werfen, der das Labor vor neugierigen Blicken verbarg, doch da war er auch schon wieder bei mir, hatte das bestickte Käppchen mit dem Arzthut vertauscht und trug einen Holzkasten am Riemen über der Schulter. In seiner Gesellschaft und im Licht der duftenden kleinen Öllampe, die er trug, verschwanden die Dämonen des Kellers, sogar die Stimme hinter der Verliestür schwieg, als wir nacheinander die Treppe zur Oberwelt erklommen. Wohl zum hundertsten Male fragte ich mich, wie der alte Mann dort unten leben konnte...

Schweigend überquerten wir den Burghof. Ich hatte seinen Arm genommen, um ihn zu stützen, falls er ausrutschen sollte. Die kalte Luft tat meinem schmerzenden Kopf gut, allein das saure Aufstoßen quälte mich weiter. Vorsichtshalber hielt ich mir die Hand vor den Mund.

»Hier, nimm und kau das, dann wird dir besser.« Aus seiner Manteltasche förderte Naphtali ein paar Samen zu Tage und reichte sie mir, noch bevor wir den Frauenturm erreicht hatten. Gehorsam steckte ich die Samen in den Mund – und der wohlthuende Geschmack von Anis breitete sich in meinem Rachen aus, stieg die Speiseröhre hinab und hatte mit der Übelkeit aufgeräumt, bis wir Emilias Lager erreichten. Gisela kratzte im Kamin herum, häufte verkohlte Holzstückchen aufeinander und schien zu berechnen, wie lange sie wohl noch brennen würden und ob sie ums Holzholen herkommen würde. In drei Decken gehüllt, saß Maia daneben, die Spindel im Schoß. Als sie den Juden sah, stand sie auf. Er war ein Christusmörder, aber er konnte helfen.

Emilias blondes Haar war nass geschwitzt und klebte an ihrem Hals. Ihr herzförmiges Kindergesicht drehte sich unruhig auf dem Kissen hin und her, während sie weinerlich vor sich hin murmelte. Dicke Schweißperlen standen auf ihrer Stirn. Unbeholfen versuchte sie sie wegzuwischen, wischte sie stattdessen in die Augen, wo es brannte, rieb sich die Augen unbarmherzig mit den Fäusten, um gleich darauf mit den Fingern in den Haaransatz zu fahren, wo die nächsten Tropfen schon warteten...

»Mein Täubchen.« Der alte Arzt hockte sich auf die Bettkante. Emilia öffnete die Augen einen Spalt. Es schimmerte rot in der

Lidfalte, und die sonst so strahlenden Augen wirkten unnatürlich dunkel. Er streichelte ihre Wange. Maia hatte währenddessen vorbereitet, was Naphtali bei Fieber anzuordnen pflegte – eine Schüssel mit Lavendelwasser und kalte Tücher. Meine Schwester war zu schwach, um sich zu wehren, als wir ihr die Decke nahmen und ihren heißen Körper abwuschen. Ich mischte Weidenrindenstückchen mit Himbeerblättern und zerstiess schwarze Senfkörner in einem Mörser. Über dem Kohlebecken siedete bereits Wasser, mit dem ich die Pflanzenteile übergoss. Als Emilias angestrengtes Stöhnen verklang, nahm der Jude sie in seine Arme, rieb ihre Schläfen mit Pfefferminzöl ein und flößte ihr den Weidenrindenaufguss ein, und mit leiser Stimme erzählte er ihr eine Geschichte dazu. Ihre weißen Hände lagen auf seinen faltigen Fingern, ruhig und voller Vertrauen. Auf einen Wink hin holte ich die bemalte Schachtel aus dem Medizinkasten und entnahm ihr ein gerolltes Schlafmohnkügelchen, das er der Kleinen unter die Zunge steckte.

»Teufelszeug«, murmelte Maia, doch ihr Blick zeigte Erleichterung, denn das Fieber wich aus Emilias Gesicht, und mit ruhigen Atemzügen schlief sie in unserem Bett ein.

Der Lärm in der Halle war verebbt, Dienstboten hatten die großen Türflügel geschlossen, und ich malte mir aus, wie sie drinnen auf Tischen, Stühlen und im Stroh eingeschlafen waren, den Bierkrug noch im Arm, halb gegessene Hasenkeulen im Mund, das Gemächte zwischen den Schenkeln einer betrunkenen Magd, die sich in ein paar Wochen weinend bei der Alten im Dorf einfinden würde, um einen Trank aus Petersilienwurzel und Wacholder zu erbitten, um den ungewollten Segen los zu werden ... Naphtali stützte sich schwer auf meinen Arm, als wir über den Hof schlitterten. Der nächtliche Krankenbesuch hatte ihn angestrengt, deshalb brachte ich ihn bis zu seiner Tür, obwohl ich selbst halb tot vor Müdigkeit war.

»Schlaf, Mädchen, und träum von Sonnenblumen.« Er küsste mich auf die Stirn und verschwand in seinem Labor.

Und so schleppte ich mich zurück über den dunklen Hof zum Frauenturm und die wackelige Stufe hoch in die Kemenate. Gisela lag schnarchend auf dem Fell vor dem Kamin, wo das Feuer, auf

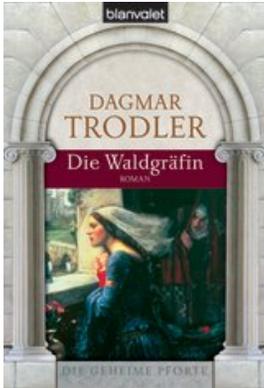
das sie Acht geben sollte, inzwischen erloschen war. Mit dem Schürhaken rührte ich in der Asche herum, wobei mir die Glutklümpchen hämisch entgegenzugrinsen schienen. Ich warf den Haken entmutigt in den Kamin, befreite die Branntweinkaraffe aus den Armen der schlafenden Kammerfrau, nahm einen Schluck und tastete mich zum Bett.

»Alienor ... wo warst du ...?«, murmelte meine Schwester, durch das Gepolter wach geworden.

»In der Vorhölle, wo sie mich pökeln wollten ...« Der Branntwein bohrte sich einen Weg durch meinen Körper. Mühsam schluckte ich die Flammen hinunter und stierte auf die Karaffe. Meine Schwester nahm sie mir schließlich ab und zog mich unter ihre Decke, wo ich in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung fiel. Die Stimme aus dem Kerker, Vaters Gefangenen, hatte ich vergessen.

Dieser Gefangene sollte mir in den nächsten Tagen und Wochen bis zum Heiligen Fest wieder ins Gedächtnis kommen, allerdings auf eine wenig angenehme Weise. Die Weihnachtsvorbereitungen nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch – es galt, Kuchen zu backen und Leckereien für die Kinder und Dienstboten zusammenzustellen, wie es meine Mutter immer getan hatte. Kesselweise Mandelmilch zum Kochen der süßen Festtagspeisen musste hergestellt werden, die Frauen richteten Haus und Burgkapelle für das hohe Fest her, und dann waren die Hemden und Hosen zu nähen, die die Dienstboten jedes Jahr zum Christfest vom Burgherren bekamen. Zwei Schneider saßen nun in der Spinnstube und arbeiteten rund um die Uhr. Auch der Schuster in der Vorburg hatte Arbeit genug, er musste Stiefel für die Reitknechte und Bogenschützen fertig stellen. Dazu kamen noch die ganz alltäglichen Nöte und Sorgen, mit denen ich fertig werden musste – die Burg glich zur Weihnachtszeit einem Bienenhaus. Trotzdem entging mir nicht, dass Vaters Kammer ihren Betrieb aufgenommen hatte. Fast täglich ritt Abt Fulko auf seinem Rappen in den Burghof, wo Vater ihn schon erwartete.

Beide entstammten sie dem vermögenden Geschlecht derer von Sassenberg und hatten mit der Zeit beachtlichen Grundbesitz an-



Dagmar Trodler

**Die Waldgräfin**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36424-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2005

Man schreibt das Jahr des Herrn 1066: Eigenwillig, hoch gewachsen und von unbändigem Freiheitsdrang, hadert Alienor, die Tochter des verwitweten Freigrafen zu Sassenberg in der Eifel, mit ihrem eintönigen Schicksal als Burgherrin. Ausgerechnet der weihnachtliche Almosengang in den Kerker verändert ihr Leben.

Sie findet heraus, dass der angeblich stumme, rätselhafte Gefangene Normannisch spricht, die Sprache ihrer Mutter. Alienor erhält den »Barbaren« von ihrem Vater als Reitknecht zum Geschenk. Doch erst als der Fremde beinahe mörderischen Intrigen zum Opfer fällt und sein Leben in ihren Händen liegt, weiß Alienor, was sie will. Und ergreift ihre Chance zur Unabhängigkeit...